

Verlorene Heimat!

Was uns dieses Titelbild der heutigen Ausgabe unserer erzgebirgischen Heimatblätter zu sagen hat, steht tief in die Seele jedes Deutschen geschrieben. Auch wir Erzgebirgler hier dicht an der Grenze blicken voll Wehmut oft hinüber in das verlorene Böhmerland, sehen überall die Not unserer deutschen Brüder in Ost und West, in Nord und Süd.

Verlorenes Land — verlorene Heimat —, unser Bild spricht eine eigene Sprache zu uns. Es will uns, die wir un-

„Hier sind die Grenzen des Vaterlandes, hier sehet die Zeichen. Von hier haben wir die Barbaren durch Sprache, Gesetz und Künste erzogen.“

In letzter Minute ist das Wort „Barbaren“ (barbaros) durch das Wort „die Uebrigen“ (ceteros) ersetzt worden. Also merken wir uns: Wir „Uebrigen“, wir Deutsche, Franzosen, Engländer, Schweden usw. usw. haben unsere Kultur von dem



Süd-Tirol. — Verlorene Heimat. Nach Zeichnung von Th. Walch-Jmst.

jere deutsche Heimat noch besitzen, dieses Gut besonders wieder schätzen lehren, will uns aber vor allem weiter auch die Not nachempfinden lassen, unter der viele Tausende von Landsleuten auf verlorenem Posten für ihr Deutschtum kämpfen. Die „Illustr. Zeitschrift zur Förderung des deutschen Gedankens“, das Bundesorgan der Nationalen Einheitsfront in Berlin, veröffentlicht einen Artikel zu unsern heutigen und zu den später folgenden Illustrationen, den wir nunmehr zum Abdruck bringen und der auch an dieser Stelle der „Erzgebirgischen Heimatblätter“ besonders interessieren wird. Die Zeitschrift schreibt:

Die neugebackenen Römer.

An dem jüngst enthüllten italienischen Siegesdenkmal in Bozen steht in lateinischer Sprache die Inschrift, die das faschistische Italien für alle Zeiten dem Gelächter der Nachwelt preisgeben wird:

Volk der Analphabeten, Lazzaroni und Gipsfigurhändler — und, wie es scheint, der franken Gehirne!

Was würden wohl die Völker West-, Mittel- und Südosteuropas, was würden insbesondere die Franzosen und Engländer sagen, wenn Italien als angeblicher Rechtsnachfolger des alten römischen Reichs die Nordsee, den Rhein, Main, die Donau und die Karpathen als nördliche Grenze beanspruchen würde, also Spanien und Portugal, ganz Frankreich, einen Teil von Großbritannien, Süddeutschland, Oesterreich, Ungarn, Rumänien und den Balkan als Provinzen? Ja, was würden die Helfershelfer der verräterischen Italiener sagen? Sie würden Italien für großwahnwitzig erklären. Eigentlich mit Unrecht, nachdem sie Italien im Versailler Vertrag die Brennergrenze zugestanden haben. Denn mit demselben Recht wie Südtirol könnten die heutigen Italiener ganz Europa mit Ausnahme Norddeutschlands und Rußlands für sich reklamieren.

Selbst der verbohrteste Versöhnungspolitiker, hält er sich dies vor Augen, muß die Unsinnigkeit der Versailler Bestimmungen über die neuen Grenzen Italiens erkennen und zugleich die Unmöglichkeit eines dauernden Friedens, wenn diese Grenzen bestehen bleiben, die dortigen Menschen vergewaltigt werden.

All' die Völker, deren tausendjährige Wohnsitz einmal innerhalb der Militärgrenzen des alten römischen Reiches lagen, würden, wenn eine solche Diskussion überhaupt einmal in Frage käme —, mit Recht einwenden: Ihr heutigen Italiener seid ja gar keine Nachkommen der alten Römer. Ihr seid allenfalls die Nachkommen des verfaulten und verkommenen spätrömischen Böbels, in dem jede altrömische Spur durch jahrhundertelange Vermischung mit den in Rom zusammengeflochtenen Völkern der ganzen damals bekannten Welt, namentlich mit afrikanischen und asiatischen Sklaven, verwischt war. So verwischt samt römischer Tradition, daß die spätrömischen Kaiser sogar Rom als Hauptstadt aufgegeben hatten.

Herrn Mussolini, der sich so gern in Interviews und Reden als der vielbelesene und literarisch hochgebildete Mann aufspielt, sei die Lektüre des spätrömischen Geschichtsschreibers Prokopius von Casarea empfohlen. Prokop gilt ja als schonungslos aufrichtiger Schilderter seiner Zeit. Jener Zeit, in der bestenfalls die ersten Vorfahren der heutigen neugebackenen „Römer“ gelebt haben. Prokop sagt an einer Stelle, er habe noch keinen Römer gesehen, vor dem er Achtung verspürte, und nennt die römischen Provinzialen das lieblichste und fernsaulste Gefindel, das je den Römernamen geschändet habe. Wenn nicht die spätrömischen Kaiser, wie z. B. Justinian es verstanden hätten, Germanen mit Germanen zu bekämpfen, so wäre nach Prokop angesichts der von ihm wiederholt geschilderten Feigheit des Römertums die römische Herrlichkeit schon viel früher zusammengebrochen.

Jedem, der einmal die Italiener bei sich zu Hause gesehen, wirklich gesehen und beobachtet hat, sei empfohlen, die Somalitruppe anzusehen, die jetzt die Hauptstädte Europas durchzieht und die auch in Berlin gastierten. Er wird dann ein freudiges Wiedersehen feiern mit Bisagen, wie sie ihm massenhaft in den Straßen von Rom, Neapel usw. begegnet sind, nur etwas weniger braun. Der erste Somali, den ich sah, erinnerte mich z. B. lebhaft an den „Pretore“ von Glurns im Buntschlag, der „römisches“ Recht spricht über Tausende urgermanischer Südtiroler. Und wer von den deutschen und angelsächsischen Italiensfahrern hat nicht mitteilidig-spöttisch heruntergesehen auf das schwarz-wollig-gelbhäutige Pygmäengeschlecht Mittel- und Südtaliens, an dessen Wiege asiatische Hunnen oder afrikanische Buschleute oder wahrscheinlich beides gestanden haben können? Dessen Vertreter man heute besonders häufig in Offiziersuniform, — Hände in den Hosentaschen Ehrensache! — auch in Südtirol den Herrn spielen sieht. Das Beste, was — leider — das Volk Italiens aufzuweisen hat, ist das im Norden des Landes noch deutlich sichtbare Blut der germanischen Völker, unter deren Schlägen der ganze spätrömische Plunder zusammenbrach, und die Jahrhunderte das frühere römische Reich beherrschten, bis es an die fränkischen Kaiser kam. Nein, Römer seid Ihr nicht, ihr Italiener von heute und „die heilige römische Kultur“ hat mit Euch nichts gemein! Der Römer war duldsam gegen völkische Eigenart. Eure Viktorenbündel faschistischer Erfindung sind ein Hohn auf das alte römische Reich! (Fortsetzung folgt.)

Christian Lehmann.

Historischer Schauplatz des Obererzgebirges.

Kapitel 3.

Wie lange diese südliche Waldecke unbewohnt geblieben?

Die erste Welt ist bis auf die Sintflut 1657 Jahre gestanden, und Noah hat mit seinen Leuten allein Asien bewohnt, dagegen sind die andern Teile der Welt damals leer und wüste gelegen wie auch dieser böhmische Waldkranz, der eiliche tausend Jahre zu wenig gedient, denn daß ihn die Winde bestürmt, die Wetter bestrahlt, die Nebel und Schnee bedeckt und die Sintflut so häßlich und gräßlich zerrissen hat, daß die Felsen zerschleift, die Berge mit Wäcken und Sand

übersät, die Wälder von Fluten unterwaschen, die Auen von Bäumen und abgerissenen Steinklippen ausgefüllt, teils Hügel zerbrochen, und alle Orte über Berg und Tal unwegsam worden, daß kaum ein Mensch da wohnen können. Nach des Patriarchen Noah Tod, der nach der Sintflut noch 368 Jahre gelebt, bis auf Christi Geburt sind 1942 Jahre; darinnen haben sich zwar die Menschen heftig vermehrt, daß sie fortrücken und sich in die wüsten und unbewohnten Dörfer begeben müssen, also daß wegen des steten Fortziehens der stärkere Haufen den andern fortgetrieben und die vordern weichen müssen; doch ist vermutlich, daß Europa und folglich Deutschland, Böhmen und Meissen als die von Asien sehr entlegenen und kalten Länder sehr spät und langsam bewohnt worden. Es gebens so viel tausend wunderbare Namen der Berge, Wälder, Ströme und Plätze, die niemand verstehen will, ob sie deutsch oder slawonisch oder was anders sind. Nicht weniger ist zu glauben, daß das Böhmerland als eine gute Schmalzgrube viel eher als das Meißnerland von Noahs Nachkommen sei eingenommen worden. Anno 930 hat Kaiser Heinrich der Vogler das Schloß zu Meissen an der Elbe angelegt und in einem dicken Wald erbaut. Anno 1100 sind Böhmen, ein Hauptstättel in der Schönbürgischen Herrschaft, und das Dorf Böhmen und Lusitz, wo die Stadt Freiberg hernach erbaut worden, schon gestanden, und sollen beide den Namen von ihrem Lager am Holz haben. So nun die Leute an der Elbe und andern Strömen in Meissen und Böhmen sich so langsam angebaut und armselig beholfen, ist leicht zu erachten, was Herrlichkeit sie hieroben im wilden Gebirge suchen können, ohne daß sie ihr Vieh darum geweidet oder an beiden Mulden ihr Eisen geschmeltzt und geschmiedet. Sonst ist in diesem Oberharzgebirge und Waldkranz keine Menschenstimme gehört worden, sondern ein pur lauter, wilder Schall, Geheul, Rauschen, Pfeifen, Brüllen und Brummen. Wenn dieser Wald also dreihundert Jahre gestanden, wie dann ein Baum so alt werden, Mensch und Vieh, Städte und Dörfer überdauern kann, so hat er binnen viertausend Jahren, solange er gestanden, über dreizehnmal veralten, verbrechen, verderben und sich wieder verjüngen müssen.

Kapitel 4.

Dieses Südöstlichen Gebirges alte Wüstung.

Als Tacitus von ganz Deutschland geschrieben, es sei vorzeiten ein wildes, wüst, rau und ungebaut, unfreundliches Land voller Wälder und Pfützen gewesen, das hat insonderheit diese obererzgebirgische wilde und furchtsame Ecke bewiesen. Denn da ist auf dem Lande nichts als eitel unebenes verwildert Gebirge gewesen, mit dicken graufamen Wäldern bedeckt, mit rauhen Stüdfelsen und gefährlichen Schrofen geharnischt, mit unzähligen Armeen der Wäcken und Steine von den durch die Sintflut zerrissenen Gebirgen übersät, wie an unterschiedlichen Bergen noch der Augenschein erweist, auch viel Orte und Schlösser daher ihre Namen haben als Rauen-, Harten-, Lichten-, Wolken-, Lauter-, Porsten-, Bären-, Ragen-, Toden- und Frauenstein, Wildenfels, Raben- und Greifenstein, Pil-, Schnee-, Schwartz-, Ziegen- oder Zehenberg usw.

Man bedenke ferner die unzähligen Moräste, Sümpfe, Moosräume, Bruchwerke und Weichen in Räumen und Wäldern um und unter Platte und Gottesgabe gegen die Johannsgeorgenstadt, um Scheibenberg, Grünhain, Elterlein, Schlette, Geyer, Buchholz, Jöblich, Lengsfeld Kühnheyde, was für eine schreckliche Wüstung gewesen, ehe die hohen Wälder abgetrieben, die Waldpässe gebrückt, die Wildberge nach ihren Flügeln und Rundungen abgezogen, so viel Floß- und andere Teiche gemacht und durch die Röschen und Stollen die Wasser abgezapft worden. Dahin zielen abermal einige Benennungen der gebirgischen Situation als der Moosraum, die rote Pfütze, das Saubad, die Sauschwemme, die Sausudel, der Crotensee, der Lörliche See und der Fik-Sumpf, darinnen nicht nur Lastwagen, sondern auch Menschen und Vieh versinken, hingegen die wilden Säue sich gebadet, die Bären abgekühlt, die Hirsche und Wölfe sich gesüßt.

(Fortsetzung folgt.)

Nooch'n Feierabend



Wie dr Bemm-Gust ne Leit'n ihre Neugier befriedigte.

Dr Bemm-Gust nohm Ardäppeln aus. Sei Stück'l Fald, wu ar se'ne Ardäppeln drauf stiehe hat, log gerod an een Waag, dann de Leit garn liefen, wenn se spazier'n ginge. Sene Ardäppeln ober mußt dr Gust Sunntigs ausnahme; denn in dr Woch mußt'r in de Fabrik zur Arbit.

Wie dos nu esu gieht, war ben Gust sen Fald vorbei machet, blieb trat'n un latschet ewing: „Glück auf, Gust! Nu, esu fleßig? Lieng dā viel? Wie sei se dā? Sei se gruß?“ Un wos solche Frogn noch meh sei.

Dr Gust gob Antwort, um net als u'höflich v'r'schriern ze warn, ober dos Gemahr passeten bal net meh. Schie ee zwanzig Mol hat ar uf de Fregerei immer ee un dieselbe Antwort gab'n. Wenn dos esu wetter ging ne ganz'n Sunntig mit dr Fregerei, wür ar bis Weihnachten net fartig mit sen Ardäppelfald.

Wie wieder esu ee neugieriger Freger dogewasen war, krieget dr Gust sen Arger. „Ihe war iech dr Sach' ee End' machen“, soget ar ze seiner Fraa.

Ar schicket sen Gung ehem, ließ dann de Schiefertofel hul'n un ee Stück'l Kreid. Wie dr Gung wieder uff's Fald kam mit dann zwee Sachen, nohm dr Gust de Tofel har un schrieb drauf:

„Guten Tag! M'r muß fleßig sei! Ardäppeln lieng genung! Se sei schie mählig, de richtig Raachemad-Ardäppeln. Gruß sei se wie de Kindsköpp! Mier gieht's heier gerod esu wie vuriges Gahr un iech faa wieder soogn: De dümmst'n Bauern hoom de größt'n Ardäppeln! Glück auf!“

De Schiefertofel mit dr Inschrift nalet dr Gust uf eene Batt' un de Batt' steckt ar in de Ard.

War vurbei ging, soog dos Plakat un las, wos do uff dr Tafel stand, brauchet net ze freg'n un dr Gust brauchet kene Antwort ze gab'n. Ar kunnt u'gestört sene Ardäppeln ausnamme.

Uebelgenomme hoot ne Gust sei Verfah'r'n niemand, ober gelacht hoot's ganze Staadt'l wochenlang.

Dr General-Korporal.

Von W. Bauer.

Mit'n Chargen ben Militär wußt'n, wie mr noch ee großes Heer hatt'n, viele Mannsleit net Bescheid un de Weibsbilder gucketen wuhl dann zweerlee Tuch wuhlgefällig nooch, aber mit dann Grodun'r'schied'n kame die glei garnet zeracht.

's Schaar'schmidt-Lob-Gettl hatt' wuhl en Suh' bei de Soldat'n, ober wos dar Gung dort war'n kunnt, dodrvu hatt'je kee Ahning.

Wie dar Bos ee Gahr gedient hatt', kapitulierte ar un wie's zweete Dienstgahr rüm war un de Reservist'n ehem ginge, wur ar Un'eroffizier.

Dar Bos schrieb sener Mutter, doß ar Korporal wurn wär. 's Schaar'schmidt-Lob-Gettl wußt zwar net, wos dos vür ee Charg war, docht ober, doß's ewos Größes sei müßt!

Zen David-Mienel, die de Neugier zen Gettl getrieb'n hatt', weil dar Gung geschrieb'n hatt', soogt se, doß ihr Bos „General“ wurn wär!

's David-Mienel ober wußt vu ihr'n Maa har, dar bei de Soldat'n gewasen war, en militär'schen Sachen ee fleie bissel Bescheid. Se meenet drüm zen Gettl:

„Nu, General faa dr Gung net sei, de wär'scht meene „Kor-

peral“, wurauf 's Schaar'schmidt-Lob-Gettl ewing dr'schrod'n zur Antwort gob:

„General oder Korperal, doß faa mir egal sei, iech find mieh do net zeracht, ober „ra l n“ tat's!“

Re Gettl ihr Suh' hieß von dar Zeit aa nār noch: „Dr General-Korporal“. Is ar gestorb'n, wos iech net weß, su hoot ar dan Name ah miet ins Grob genumme, labt ar ober noch, su hoot ar dan Name heit ah noch; denn niisch haft't ne Mensch'n esu aa wie ee Epithame.

Pfizner Kermst.

„'s is Pfizner Kermst, Pöhsakement, do muß ich a mol gieh', de Pfiz, die is doch net su weit, un 's Wattr is heit schie . . .“

Su denkt dr gunge Bargel-Lob, gesaht is a geton, ar wäscht sich g'schwind de Gusch wink räh, zieht's Sunntigröckl oh.

Und noch 'ner korzen Zeit, do läßt dr Lob schie feste fort. Dr Tausend, grod in änner Stund', do war ar a schie dort.

Nu in dan Pfizner Bauernsaal, do ging's schie labhoft zu, ne Lob, dann zoppelt's schie in Baa, es ließ'n bal fa Ruh.

Gerod dort, ben Ufn in dar Eck, guck nār, die schiene Maad, Gleit' frug ar, ob's mit tanz'n wellt, se hot a „Ja“ gesaht.

Un bei dr ieberrächstn Tour do ging ar wiedr hie, ne Lob gefiel dos Maadl gleit', un tanzn tot'se schie. —

Drnocherts hot ar a gefra't, wie's mit'n Hambrenge wär, i nu, do saht'se: „Meinterhol'm“, dos frāt'n Lob gar fähr.

Ar seht sei Hietel auf un ging, sie kam gleit' hinnerdrei, un drauß'n ging's nu Arm in Arm dohie bei Mond'n'scheit'!

Lob frug gleit', wie se agntlich hieß, se frug a noch sän Nam', of ämol mitt'n of dr Stroß ä Hardel Kerl'n kam, —

ä Gruffer packt'n Lob gleit' aa un haut'n garstig aus,

„Du Bub, wos nimmst de du dir vür, un fiehrtst mei Liebste noch Haus?“

Do mahrt dr Lob net lang dorim, ar läßt die Falsche fahr'n un rennt nu fort, su laut wie's gieht, hinnerdrei dr ganze Schwarm. — —

Ganz außer Odn kimmt ar hām in knapp 'ner Bertelstund',

ämol a war ar hiegesterzt un hot sich's Knie beschund',

de nei'n Stiefelett'n war'n entzwa, do war'n de Suhln ganz wag,

sän ganz nei'n Schlips hot ar vrlur'n, de Hus'n warn vull Drack.

Un annern Logs, do war ar faum an Morgn aus'n Bett,

do kriegt ar wag'n die neien Schuh' vun Botr darbes Fett.

Do is dr Lob nu kläut wor'n, dar war nu mol belähr't:

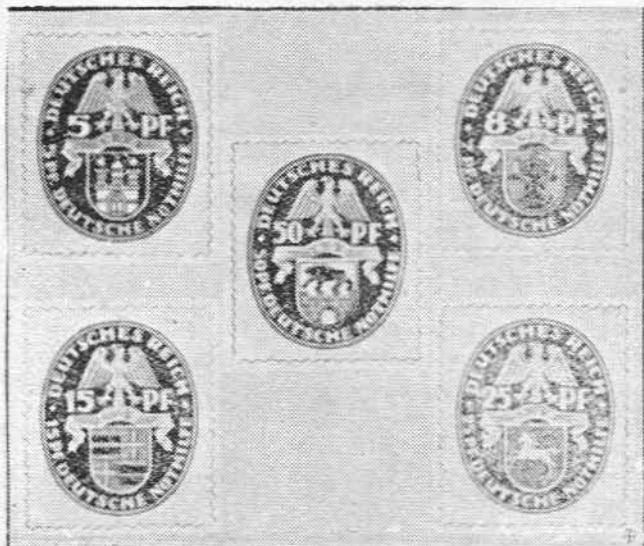
Zr Pfizner Kermst gieht nimmermehr, do gieht drs bluß vrfähr't!

Walter Findeisen-Wünschendorf.

Bilder aus aller Welt

Neue Briefmarken.

In der Zeit vom 15. November 1928 bis 31. Januar 1929 werden durch die Postanstalten und die Deutsche Nothilfe Wohlfahrtsmarken mit Städtewappen zu 5, 8, 15, 25 und 50 Rpf.



sowie eine Wohlfahrtspostkarte zu 8 Rpf. zum doppelten Nennwert (die Wertzeichen zu 8 Rpf. für 15 Rpf.) vertrieben werden. Die Wertzeichen sind bis Ende April 1929 zum Freimachen von Postsendungen im Inlands- und Auslandsverkehr gültig.



Diese verwegenen Gestalten

lassen schon rein äußerlich erkennen, daß sie nicht sehr zart besaitet sind. Es sind bulgarische Komitatschis aus

Der Wiederaufbau von Berggießhübel beendet.

In der Nacht vom 8. zum 9. Juli 1927 wurde das Städtchen Berggießhübel durch eine Unwetterkatastrophe zerstört, wie sie in Deutschland bis dahin noch nicht zu verzeichnen gewesen war. Durch einen Wolkenbruch schwellten die Wasser des Flusses Gottleuba dermaßen an, daß sie in wenigen Minuten das ganze Tal überschwemmten und die Häuser bis zu den oberen



Stockwerken übersluteten. Alles, was im Wege der Wassermassen lag, wurde restlos vernichtet. Über 160 Menschen fanden den Tod im Wasser oder unter den Trümmern der einstürzenden Häuser; acht Leichen sind bis heute noch nicht aufgefunden.

Um eine Wiederholung dieser Katastrophe zu vermeiden, ist das ganze Bett der Gottleuba tiefer gelegt und ausgemauert worden. Außerdem hat man zwischen dem Flutbett und den Häusern einen breiten Straßenstreifen gelassen, so daß sich der Fluß bei Hochwassergefahr genügend ausdehnen kann.

Unsere Aufnahme zeigt eine der damals verwüsteten Straßen nach dem Wiederaufbau. Die Gottleuba, die so unglückbringend war, bedeckt heute nicht einmal den Boden ihres neuen Bettes.

Strumija, kampflustige Naturen, die in endlosen Kämpfen mit ihren Gegnern ihr Leben für die Freiheit Mazedoniens einsetzen. Seit einigen Tagen sind die Kämpfe aufs neue entbrannt, und die feindlichen Parteien wüten mit einem Hass sondergleichen gegeneinander. In den Bezirken, in denen die Komitatschis herrschen, ist die bulgarische Regierung so gut wie machtlos. Da die einzelnen Banden ihre Tätigkeit jedoch nicht auf Bulgarien beschränken, sondern auch die Teile Mazedoniens befreien wollen, die augenblicklich zu Südslawien und Griechenland gehören, bilden sie eine neue Quelle politischer Konflikte auf dem Balkan, die nicht zu unterschätzen ist. Zahlmäßig sind die mazedonischen Banden nicht sehr stark, aber von einem ausgeprägten kriegerischen Sinn und politisch unbeugsam, so daß ihre Bekämpfung jeder Regierung große Opfer auferlegen würde.



Illustrierte Wochenbeilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Das malerische Rothenburg ob der Tauber.

Der große Verkehrsweg von Frankfurt nach München hat auf der Strecke Würzburg—Ansbach die Station Steinach, von der eine Nebenbahn abzweigt. Im allgemeinen sind solche

bayerischen Nebennotenpunkte nüchtern und verkehrsarm, besonders im Gebiet der ziemlich fargen Frankenhöhe, deren Kiefernwald auf das Rauhe und Trockene der Landschaft hinweist. Aber Steinach macht eine Ausnahme unter diesen Kreuzungsstationen. Fast das ganze Jahr hindurch herrscht hier reger Besuch. Reisende wechseln zwischen Schnell- und Lokalzügen. Man sieht so gleich, daß sie nicht in diese Landschaft gehören, ja zum Teil aus weiter Ferne, sogar aus überseeischem Ausland, kommen. Das ist leicht erklärt. In Steinach beginnt eine Seitenbahn, welche zu drei berühmten Reichsstadtbildern aus dem Mittelalter: Rothenburg, Dinkelsbühl und Nördlingen, hinführt. Die Vorkehrung hat verhindert, daß an ihnen eine Hauptstraße neuzeitlicher Verkehrsmittel vorbeizieht, obschon es nahe lag und historisch begründet war. Die gemächliche Nebenbahn erschließt die zwei erstgenannten Orte mehr schlecht als recht. Das viel beklagte Elend im bayerischen Lokalzugverkehr ist hier förmlich berufen zur Erhaltung alter Stadt-

romantik, deren Zauber am breiten Strom des starken Verkehrs hinwinkt wie die Blume am Wege. Die dritte dieser drei altertümlichen Reichsstadtnester ist schließlich doch noch ein Verkehrspunkt geworden. Einige Hauptbahnen zweiter Bedeutung kreuzen sich jetzt in dem stattlichen Bahnhof von Nördlingen. Das mindert natürlich manchen Reiz des Intimen. Aber die Fügung, die Nördlingen übrigens auch landschaftlich bevor-

zugt, tut auch hier nichts Falsches. Nämlich das Bemerkenswerte dieses Stadtbildes ist die Ringumwallung, die in ihrer großartigen Vollständigkeit fast einzig ist. Man kann auf dem

Wehrgang oben auf der Mauer um die ganze Stadt herumgehen. Das bietet weder Dinkelsbühl noch Rothenburg in gleicher Vollkommenheit. Dafür ist in beiden der Reichtum an intimer Architektur um so größer. Bei der Tauberstadt tritt hierzu eine für den Anblick von außen weit werbendere Lage. Rothenburg erhebt sich am Rand einer muscheltartigen Fläche, die bogig mit genügend großem Fall sich zum Taubergrund senkt. Die Stadt ist gleichfalls mit Mauern, Bastionen und Tortürmen lebhaft umwehrt und in der Mitte von einem machtvollen Denkmal kirchlicher Baukunst bekrönt. Dadurch entsteht namentlich für einen, der die mit Recht gepriesene Stadtansicht vom jenseitigen Talrand an der Engelsburg genießt, ein Kabinettstück mittelalterlicher Städteplastik. Es ist die Reichsstadt aus der Zeit Dürers und des Rothenburger Meisters Weidmann, die da drüben mit ihren starken, dennoch gefällig und verhältnismäßig gefügten Toren und Türmen und der herrlichen Basilika in den goldenen Abendhimmel glänzt. Wir



Der weiße Turm.

müssen uns nicht erst durch historische Umstellung der Gedanken mit einiger Gewaltigkeit in Zeiten versetzen, die vier bis fünf Jahrhunderte zurückliegen. Was da in profaner und kirchlicher Baukunst in ein Häuserbild gebunden steht, ist Reichsstadtarchitektur am Sonnenuntergang des Mittelalters, dieser politisch wie bautechnisch wertvollsten Blütezeit der deutschen Stadt.

Dann kam die Neuzeit mit unerhörtem Entdecken, Geschehen und Werden, mit ihren Problemen und Wirren, mit entsetzlichen Kriegen aus politischer Habgier. Diese unruhewollen Jahrhunderte zerstörten, was friedlich und beschaulich und wider den Zeitgeist war. So zog das Neue auch in das Bauwesen der Stadt ein. In glückhafter Entlegenheit erhielt

Man muß mit dem gleichen Geist durch das Röder- oder das Würzburger Tor in die Reichsstadt eintreten und darf keine mittelalterlichen Prachtbauten suchen, wie sie unter den sogenannten Sehenswürdigkeiten sonst neuzeitlich erbauter Städte figurieren. Die schöne deutsche Stadt, um dieses schon abgenutzte Wort zu gebrauchen, ist noch immer ein



Der Henferturm.



Der Sieberturm.

sich aber viel Gutes aus der mittelalterlichen Bauweise, das die Menschen der neuesten Zeit, die allmählich Verständnis für die überlieferten Kunstwerke gewinnt, inzwischen gründlich entdeckt haben.

Gütiges Geschick hat uns also dieses Stadtbild ob der Tauber in einem großen Teil seiner Bauschönheit bewahrt. Auch

unverständlicher Begriff. Sie glänzt nicht durch zahlreiche Bauten imponierender Form. Nur die Hauptkirchen und der Mittelpunkt des Profanen, das Rathaus, sind äußerlich eindrucksvoll, oft sogar nur die erstere, um die, als dem Zeichen des Ewigen, das Zeitliche und Irdische sich bescheiden gruppiert.

Die vielen architektonischen Pastelle, die sich dem Blick dar-



Das Kobolzheimer Tor.



Altes Rathausportal.

von jener Geruhigkeit und dem stillen Genügen, das in natürlicher Art das Leben richtiger als der Anspruchsvolle auffaßt, ist noch mancher Hauch verblieben — trotz Kino und Kraftwagen und der Lokomotive unten im Grund, die freilich einen der ersten Seufzer der Maschinenteknik verkörpert.

bieten, sind das Wesentliche des Schönen der Stadt Rothenburg. Die vielbewunderte Bauschönheit auch im bürgerlichen Profanbau ist mit einfachen Mitteln geworden: Durch Anpassung an das Gelände, an den Bauzweck, auch aus Neigung des mehr auf künstlerische Ergözung als auf höchste Nutzung be-

dachten Einwohners und schließlich auch wohl durch eine kleine, feine Berechnung dessen, was wirkt. Daher haben wir in

dungent des Straßenbildes, vor allem das fast berühmte Plö- chen, die wechselnd begrenzten Einsichten in die Gäßchen und



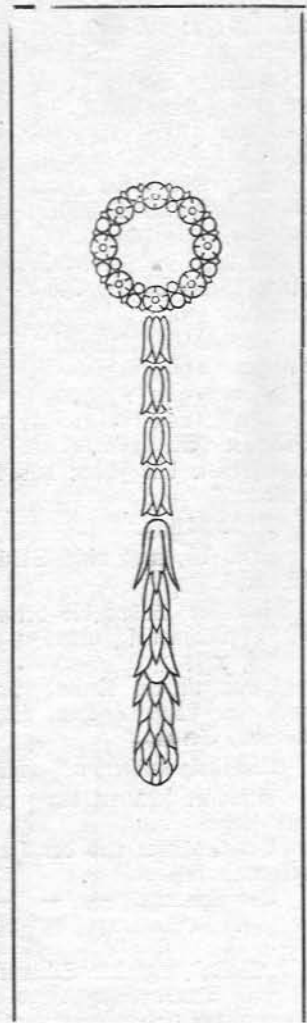
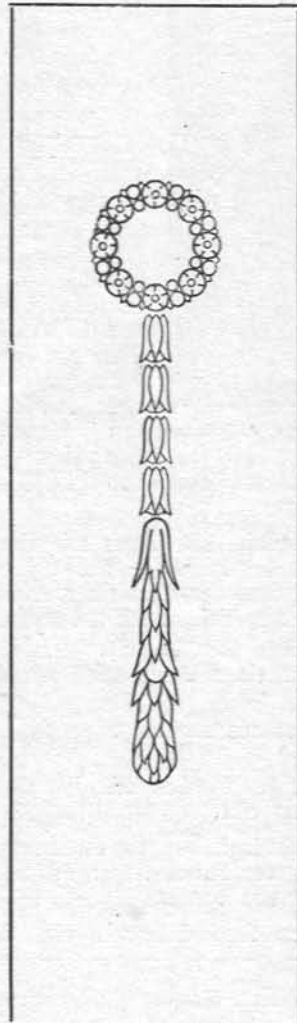
Plönslein.



Plönslein.

Rothenburg zuerst die wohlabgestimmten Durchblicke auf die beherrschende Gotik der Hauptkirche, auf die gute Mischung

die entzückenden Idylle und Stilleben vor den Toren, nament- lich die überaus gestäurichten Szenarien am Kobozeller Tor.



Kobozeller Tor und Markusturm.

von Renaissance und Frühgotik des Rathauses. Mehr aber geben uns in bezug auf die Anregung des Gemütes die Gie- belhäuser und Brunnlein, die zahlreichen Verschnei-

Man soll hier Zeit haben und den einfachen Sinn. Damit bedeutet der Gang durch Rothenburg Wertvolles für den Geist und freudige Erholung der Seele.

Der Sohn der Wälder

Bruchstücke aus dem Roman des erzgebirgischen Raubjüngers Karl Stülpmner

Von Kurt Arnold Findeisen

Grenzenloser Wald, über dem bleiern der Abend hängt. Ultramarin schwimmt in den Buchten. Schwaden schweben, wo kollernde Welle sich in's Gewurzel wühlt, stumm wie ein Wurm. Nur Wasserfalls Stimme, fern, ist wie vergessenes Heimweh in den Forst gejagt. Starr steht Wipfel bei Wipfel um ein hohles Geheimnis. Da kracht ein Schuß, jäh an den Wänden hingepölscht. Hang wirft ihn zu Hang, Felsen zu Felsen. Dann verliert sich sein Gedächtnis stotternd in rätselhafter Horizontale — — —

„Wald“, spricht Karl Stülpmner in das Gekräusel seines Pfeifenrauchs, „Wald ist mein Weidgrund, Wild ist mein Hausgetier; ich bin der alten Freiheit Waldverweser. Komm Zottel, am Fürstenberg wechselt der weiße Hirsch!“

„Hollah!“ springt ein starker Jäger aus dem Busch, daß der Bart fliegt. „Guten Abend!“

„Guten Abend, Herr Oberförster,“ sagt der Stülpmner, der eben den Hirsch zerrückt und bleibt sitzen. „Wenn Sie den da meinen, kommen Sie halt zu spät; soll ich Ihnen unten am Bach einen Stand weisen?“ —

Der Grüne wird noch grüner. Seine Augen blitzen.

„Ja,“ denkt er, „du Löpel,“ und langt nach der frechen Büchse, die an der Tanne lehnt. — „Und wenn ich mir nun die da ausbäte!“

Er wächst wie ein Baum.

„Ja,“ sagt der Stülpmner gefällig, „die können Sie kriegen; sind noch zwei andere da, sehen Sie?“

Teufel! Blitzen zwei Läufe aus dem Busch, liegen zwei Kerle im Anschlag.

Der Oberförster vom Fürstenberg muß arg husten, hat sich verschluckt.

Er lehnt die Flinte fein sachte wieder an den Tannenbaum.

„Böhmische Marie!“ Warum sie nicht stehen will!

„Dann gute Nacht!“

„Halt, noch ein bißel Feuer, eh Sie gehen, Herr Oberförster, bitt schön; hab heut im Saugraben meinen Schwamm verloren.“

Kling, kling.

„Hä, hä, will nicht Funken geben, der Stein, der miserabste, hä, hä.“

Hol der Satan die vermaledeiten kleinen schwarzen Löcher im Holz! Rühren sich nicht!

Pf, pff!

„Das ist ein Kraut! Aah! Aus Bastiansberg. Wollen sich auch eine stopfen? Heut nicht? Küß die Hand, Herr Oberförster! Serous, Serous!“

Unterholz knistert und schlägt zusammen. Schritte enthaften.

Gelächter schüttelt durch den Forst, daß das Gewögel wach wird und stutzt.

Der Dohauer und der Herzog tanzen um ihren Hauptmann und krümmen sich.

Der schmunzelt — — —

„Wald,“ sagt der Stülpmner, seinen Genicksfänger wehend, „Wald ist mein Taubenschlag, Jagd ist mein Kartenspiel. Ich bin gemeinen Weidwerks Erb und Eigentümer! Die Jagd ist frei. So hielt's Adam hinter'm Paradies!“ — — —

Trari, trari!“ fährt die Marienberger Post durch den Wald. „Trari, tra —!“

Nu, denkt der Stülpmner, was hat's mit dem Schwager, daß ihm der Ton in der Lute bleibt?

Vier Säge an den Hang zu der Heinzebank. Hallo: zwei Kerle über dem Blauen und einer am Sattelpferd!

Büchse her: Krach!

Das war ein Schreck. Da laufen sie. —

„Wo fehlt's denn, Schwager?“

„Dank, Dank! Ihr kamt zur rechten Zeit; 's ist nicht gar schlimm, nur hier und hier, aber ich fahr nicht weiter“ — —

„Warum nicht, Blauer?“

„Sie lauern im Busch!“

„Nur keine Angst, ich steig mit auf. Was hast du geladen?“

„Still: Gold — ein Faß! — Drum kamen sie ja! — Nach Freiberg in die Münze!“

„Hü — hott! Dann zu. Der Stülpmner hat ja seine Pistolen noch. Aber sag dem Vogt, wer's war, der dir aus der Pat'sche half!“ —

Sie rumpelt wieder, die gelbe Kutze.

„Ach, wie soll ich's Euch danken, Herr Stülpmner?“

„Halt's Maul, Schwager. Oder blas noch eins!“

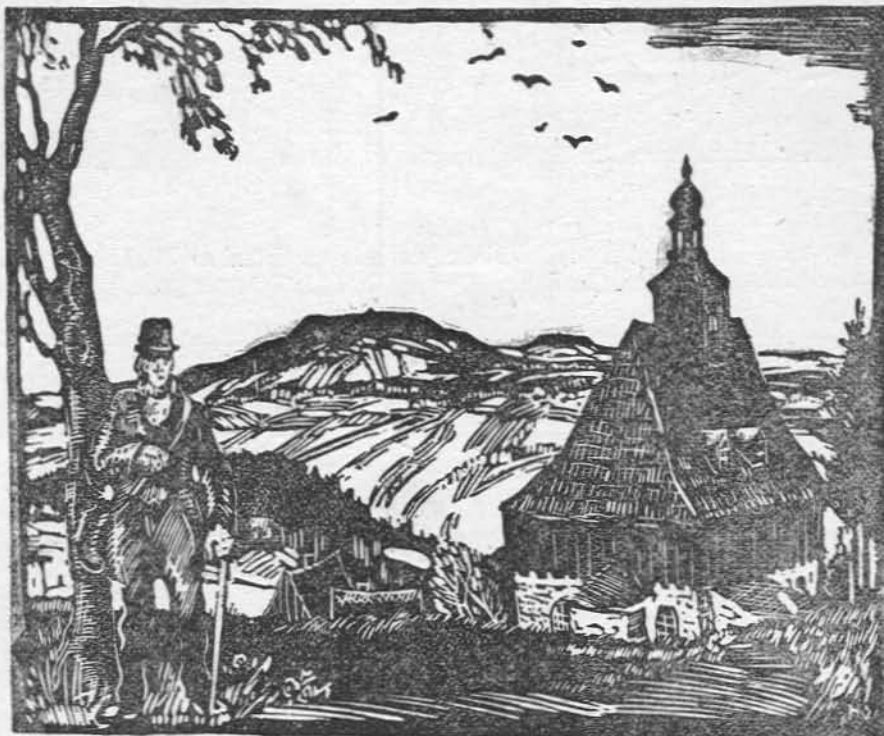
„Ein Jäger aus Kurpfalz,

Der reitet durch den grünen Wald

Und schießt das Wild daher

Sust wie es ihm gefällt!

Suhu, trara — —“



Typische Erzgebirger Wehrkirche (Taubenhauskirche), im Hintergrund sargförmige Basaltberge A. Hofmann

wie Silber, Holz mit herrlichem Haupt, und sein Geweih prunkte mit mehr als zwanzig Stangen.

Da wischte sich der alte Wildschütz etwas wie eine Träne aus dem Auge — so schön war der Hirsch — und legte an, und fast war's als ob ihm zum erstenmal der Arm ein wenig zitterte, aber er brannte los. Und siehe, der Hirsch brach zusammen.

Darauf warf er den Stutz über die Schulter, setzte durch ein Gewände späten Hafers, der edlen Beute beizukommen, und fand das Tier im Heidekraut.

Es sieht ihn noch einmal aus ernstem Auge an, dann legt es sich auf die Seite.

Und der Schütz kniet auf den blanken Leib, ihn zu genickfängen, und rückt und zerrt an seinem Gurt und macht das Messer los.

Und wie er es schon schwingt, daß es ein wenig in's Weite blüht, da richtet sich mächtig der Hirsch empor, schüttelt sich, brüllt und springt mit dem Reiter von dannen — — —

Niemand hat seitdem von Karl Stülpmnern eine Spur gesehen, sagt die Sage — — —

Aus „Der Sohn der Wälder“, Roman, Verlag Grethlein u. Co., Leipzig, illustrierte Jugend-Ausgabe unter dem Titel „Der Raubjüng“, im Verlag Fegler u. Schade, Leipzig.